

lebendige Form gibt. Da strahlt aus jedem Briefe kindliche Einfalt und Geistigkeit. Da sucht seine unruhige Seele immer wieder nach der stillen Einsamkeit in Gott. Die Menschen sieht er als Gotteskinder und vergißt darob das Häßliche der Diesseitigkeit. Alles ist eingetaucht in die Weihestimmung des Übernatürlichen. Als große Leidenschaft entflammt sie sein ganzes Sein. Und die erste heilige Jugendliebe will nicht mehr aus der Erinnerung dieses großen religiösen Menschen schwinden.

Da wird es begreiflich, wenn die junge Generation wieder zu Scheebens Schriften greift. Sie hat gehant, daß hier noch heilige und schöne Werte verborgen liegen. Und sind seine Briefe auch stilistisch wertlos, so spiegeln sie doch das tiefste Sein dieses geistvollen und edlen Menschen ganz wider und berühren das Wesen der deutschen Seele in ihrer gemütvollen Tiefe und problemhaften Grundhaltung. Seine Theologie aber ist im Letzten die Antwort eines großen religiösen Menschen auf die Fragen der Menschheit.

Jugenderinnerungen

Von Erich Wasmann S. J. († 27. Februar 1931).

V.

Als ich in den Ferien von Hall nach Hause kam, waren wir wieder in Partschins in der Sommerfrische. Die äußere Achtung vor meinem Vater hatte durch die lange Trennung zugenommen; auch vermochte ich die Reizbarkeit und Heftigkeit besser zu beherrschen als früher, was namentlich meiner Mutter gefiel. Da kam plötzlich von einem unbekannten Wohltäter, dessen Namen nur dem P. Melchior Hausherr S. J. bekannt war, das Anerbieten eines Freiplatzes für mich im Ersten Pensionat der „Stella matutina“ in Feldkirch. Aber es war die Klausel dabei, daß ich „Missionar“ werden sollte. Ich lehnte sofort rundweg ab; ich fühlte keinen Beruf dazu und wollte mich überhaupt in der Freiheit meiner Berufswahl von keiner Seite beeinflussen lassen. Auch meine Eltern fügten sich resigniert in diesen Bescheid. Wie befreit atmete ich auf. Aber zu früh! Denn nach wenigen Tagen kam dasselbe Anerbieten wieder und zwar mit der Versicherung, daß jene Klausel fortfalle. Die Freiheit der Entscheidung über meinen Beruf sollte mir vollkommen gewahrt bleiben. Nun begann ein mehrwöchiges Bombardement wie gegen eine belagerte Festung. Zu den Bitten meiner Eltern gesellten sich die meiner frommen Schwester Elisabeth. Endlich gab ich nach, weil als „Geschosse“ Imponderabilien verwandt wurden, deren Durchschlagskraft ich damals noch nicht kannte. Das waren die Gebete, die für den „bösen Erich“ zum Himmel stiegen, namentlich am Feste Mariä Himmelfahrt 1874. Um des „lieben Friedens“ wegen entschloß ich mich also, für ein Jahr, aber ja nicht länger, in das „Privatzuchthaus“ nach Feldkirch zu gehen; so nannte ich damals in meinem jugendlichen Freiheitsleben das Privatyngymnasium und Pensionat der „Stella matutina“. Das gütige Schicksal des Berufes zur Gesellschaft Jesu, um den ich selber als vierjähriges Kind

gebetet hatte, ereilte mich dort trotz meines heftigen Widerstandes. Ich erkannte klar meinen Weg und beschloß, ihn zu gehen.

Das war eine große Freude für meinen Vater, aber auch für meine liebe Mutter. Als ich als „Kandidat“ des Jesuitenordens zum letzten Mal in die Ferien nach Hause kam, waren wir wiederum in Partschins. Aber es war doch ganz anders als früher, viel freundlicher und wehevoller. Ich wollte jetzt wieder gutmachen, was ich gefehlt, indem ich durch meine Widersetzlichkeit und Unehreubietung jahrelang den so guten Eltern das Leben verbittert hatte. Ich tat es auch. Besonders meinem Vater gegenüber, der am schwersten darunter gelitten hatte. Und es fiel mir jetzt nicht einmal schwer, ihn um Verzeihung zu bitten und mich vor ihm zu verdemütigen. Allerdings — der ganze Stolz, der in mir unbewußterweise noch stak, sollte erst später, viel später, in jahrzehntelanger Krankheit wie zwischen Hammer und Amboß zerschmettert werden. Deo Gratias! An wahrer Energie für die Arbeit zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen habe ich in dieser goldenen Schmiede nichts verloren, sondern nur gewonnen.

In den Ferien zu Partschins 1875 wurde mein Verhältnis zu dem edlen Vater endlich ein liebes, ein vertrautes, wie es schon früher längst hätte sein sollen. Ich begann ihn zu verstehen und er mich. Auf den langen Spaziergängen, die wir damals in dem schönen Etschtale und über die Berge machten, wurde er ganz mittheilsam, wie er früher nie gegen mich war. Besonders erinnere ich mich noch eines Ausfluges nach dem Forsthaus an der Etsch an einem herrlichen Nachmittag Anfang September, kurz vor meiner Abreise in das Noviziat der deutschen Ordensprovinz in Holland. Da vertraute mir mein seliger Vater manches an aus seinem und meinem früheren Leben. Wie er nach seiner Konversion in Rom selber einst habe Jesuit werden wollen, und wie ihm der kluge Pater de Lacroix, der damalige Rektor des Germanikums, davon abgeraten habe. Wie es dann später sein Herzenswunsch gewesen sei, daß sein einziger noch lebender Sohn Jesuit werde. Und wie besonders schwer meine gute Mutter gerade bei meiner Geburt habe leiden müssen. Und welches der Inhalt des Gelübdes gewesen sei, das sie bei der lieben Gottesmutter zu Riffian machte, als ich als zweijähriges Kind nach dem Fenstersturze dem Tode geweiht schien. Und wie das Gelübde, dem er sich von ganzem Herzen angeschlossen habe, durch meinen Eintritt in die Gesellschaft Jesu in Erfüllung gehe. Ja, da verstanden wir endlich einander, und es war alles wieder gut. Und wir verstanden auch einigermaßen die Pläne der göttlichen Barmherzigkeit mit uns beiden.

Klarer geworden sind mir diese Pläne allerdings erst später, als ich meinen lieben Vater, der 1886 starb, durch den Tod bereits verloren hatte. In einem meiner letzten Briefe an ihn hatte ich ihn nochmals kindlich um Verzeihung gebeten für allen Kummer, den ich ihm verursacht hatte. Und was antwortete er mir darauf? Ich hätte ihm niemals wirklich Kummer gemacht! Da dachte ich mir: Das ist doch mehr, als ich selbst meinem Vater zu glauben vermag! Aber in seine demütige, edle Seele war eben ein Stück jener göttlichen Barmherzigkeit eingezogen, die unsere

Sünden und unsern Undank vergessen will. Deshalb kam es ihm jetzt, am glücklichen Ende seines Lebens, so vor, als hätte ich ihm stets nur Freude gemacht.

Wenn ich heute, von höherem psychologischem Standpunkt aus, das mehrjährige gespannte Verhältnis zwischen meinem seligen Vater und mir analysiere, kann ich es auf folgende Faktoren zurückführen:

1. Die göttliche Vorsehung wollte eben hierdurch die Geduld meines Vaters hart prüfen. Das schnöde Benehmen seines einzigen Sohnes ihm gegenüber war das schwerste Kreuz, das er in jenen Jahren zu tragen hatte. Und er hat es wirklich geduldig getragen. Während meine liebe Mutter bei ihrem energischen Temperament oft ziemlich heftig aufbrauste und uns Kinder manchmal im ersten Zorne schon züchtigte, blieb mein Vater uns gegenüber stets ruhig. Er wurde, wenn ich ihn beleidigte, nur traurig, niemals zornig. Ich habe ihn überhaupt nur einmal in meinem Leben zornig gesehen: als er einen sittlich zu beanstandenden Kurgast kategorisch vor die Türe unserer Wohnung setzte.

2. Auf meiner Seite lag der psychologische Hauptgrund für meinen Ungehorsam in dem leidigen Streben der Jugend nach Emanzipation von der elterlichen, namentlich der väterlichen Autorität. Und dieses verkehrte Streben war mir leider durch die liebe Mutterhand nicht rechtzeitig ausgeprügelt worden.

3. Vonseiten meines Vaters lag ein schwaches — wenn auch auf edler Grundlage beruhendes — psychologisches Moment in seiner allzu großen, fast naiven Offenherzigkeit. Er machte aus keiner seiner Schwächen ein Hehl und gab sich auch manchmal durch unbedachte Äußerungen kleine Blößen, die dann von meiner jugendlichen „Superiorität“ aufgegriffen und übertrieben, innerlich und äußerlich kritisiert wurden. Sogar seine Frömmigkeit, soweit sie in seinem öffentlichen Auftreten, z. B. bei der Fronleichnamsprozession, sich bekundete, glaubte ich mit meinem Quartaner-verstand schulmeistern zu dürfen.

4. Dazu kamen endlich noch die wohlgemeinten, aber schlechten Ratschläge einer anachronistischen Tiroler Prügelpädagogik, die auf ein Haar alles Gute vernichtet und mich zum Feind meiner Eltern oder zum Selbstmörder gemacht hätten.

Seitdem im Herbst 1875 der einzige Sohn Erich und zwei Jahre später die älteste Tochter Elisabeth das elterliche Haus endgültig verlassen hatten, um dem Rufe Gottes zum apostolischen Ordensleben zu folgen, begann für unsere lieben Eltern der Spätherbst des Lebens. Aber ein schöner Spätherbst, wie Vater ihn oft so sinnig nach der Natur malte. Uns beiden war das herbstliche Naturbild immer ein besonders liebes und schönes — wenn auch ein schmerzlich schönes. Wir haben es oft in dem „göttlichen Meran“ zusammen betrachtet und zusammen empfunden, als unsere Herzen noch nicht getrennt waren. Und als unsere Herzen sich wieder gefunden hatten, da haben wir es noch einmal — zum letzten Mal — zusammen genossen.

Der Herbst ist zwar das Sterben der Natur. Aber ein Sterben nach einem Leben, das nicht umsonst war: ein Sterben nach einem fruchtbaren

Leben. Unter der Last schwerer, süßer Trauben neigt sich der Rebstock zur Erde zurück, aus der er entsprossen ist. Und ein schönes Sterben ist der Herbst, ein Sterben, das goldig von einem melancholisch hoffnungsfrohen Abendrot verklärt wird. Bevor die Blätter hinsinken, legen sie nochmals ein Festkleid an, das fast aussieht wie ihr Hochzeitskleid. Die Pflanzenpsychologen sagen allerdings, das sei bloß ein chemischer Prozeß; das Chlorophyll (Blattgrün) verwandle sich in Xanthophyll (Blattgelb) und das Xanthophyll in Erythrophyll (Blattrot). Aber das ist nur die oberflächliche Außenseite. Es steckt doch auch eine tiefere Symbolik darin. So eine Riesenrebe von wildem Wein, die sich an der Hausmauer emporrankt und ausbricht, ist im Herbst doch etwas Wunderschönes. Goldig und purpurrot hängt sie da wie ein prachtvoller Vorhang — fast wie vor einem Allerheiligsten. Aus ihrem blutigen Hinsterven lächelt die Hoffnung der Auferstehung. Das gilt vom Jahrleben der Reben ebenso gut wie von dem viele Jahrzehnte langen Menschenleben. Mein lieber Vater hat dieses selige Frührot der Auferstehung schon geschaut, und meine liebe Mutter auch. Ich hoffe noch auf beides.

Zu den Fügungen der Vorsehung im Leben meines Vaters hat es gehört, daß er bei der „Welt“ unbekannt blieb und unbeachtet von ihr starb. Zu seinen Lebzeiten fand sein künstlerisches Schaffen auf dem Gebiet der weltlichen wie der kirchlichen Kunst wenig Anerkennung. Und er war ganz gottergeben in dieses für eine ideale Künstlernatur so niederdrückende Schicksal. „Ich bin gewohnt“ — so schreibt er selbst am Schluß seiner Lebenserinnerungen —, „meine Schwäche und Armseligkeit nebst dem guten Willen, dessen ich mir bewußt bin, Gott zu opfern und ihn zu bitten, daß auch mein Mißlingen und der geringe Erfolg meiner Arbeiten zu seiner größeren Ehre dienen möge.“ Den irdischen Lohn für diese edle Selbstlosigkeit hat er erst zehn Jahre nach seinem Tode erhalten.

Ich sah meinen lieben Vater zum letzten Mal im April 1879. Da war ich drei Tage in Meran auf Urlaub von meinen Ordensstudien in Holland. Als österreichischer Staatsbürger — mein Vater hatte das österreichische Staatsbürgerrecht erworben und das Heimatrecht in Meran — mußte ich mich nämlich mit neunzehn Jahren bei der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee als Militärpflichtiger stellen. Ich wurde sofort definitiv zum Staatskrüppel erklärt und aus der ruhm- und siegbedeckten Armee als absolut dienstuntauglich ausgeschlossen. Das Signalement lautete wörtlich: „Hühnerbrust, Schwanenhals und körperliche Verunstaltung.“ Die „Verunstaltung“ war allerdings für den Scharfblick des Oberstabsarztes unauffindbar geblieben. Nicht einmal die in Tirol so häufigen Plattfüße vermochte er zu konstatieren. Da entschloß ich mich, meine schwache Seite ihm selber zu offenbaren. Ich zog also aus meinem Oberkiefer ein kleines dentistisches Ersatzstück heraus, das ich dem Feldkircher Stelzenspiel in der Stella matutina verdankte. Da hatte mir nämlich ein Kamerad, der die üble Gewohnheit besaß, die eisenbeschlagene Stelze, mit der er nach dem Balle schlug, einen vollständigen Luftkreis beschreiben zu lassen, ein kleines Stück des rechten Oberkiefers mit ein paar Zähnen ausgeschlagen, die man später auf dem Schlachtfeld wiederfand. In der

Hitze des Gefechtes hatte ich nicht das geringste von dem erlittenen Verluste gemerkt und eifrig weitergespielt. Erst als ich das Blut herunterströmen sah, griff ich nach meinem Munde und fühlte etwas, was nicht mehr da war. Zum Glück war im Augenblick des Schlages mein Mund geöffnet und der Unterkiefer deshalb gesenkt. Sonst wäre mein Kinn in die Luft gegangen. Und dann wäre ich zu einem Exemplar der bekanntlich kinnlosen Rasse unseres „Urmenschen“, des „Homo primigenius“, geworden. — Als der Oberstabsarzt das dentistische Kunstwerk erblickte, erklärte er sofort: „Absolut untauglich! kann keine Patronen mehr beißen!“ In der guten alten Zeit — die allerdings 1879 schon längst vorüber war — mußte nämlich auch im österreichischen Heere jeglicher Soldat gesunde Oberkiefer besitzen, um die Patronenhülse abbeißen zu können, bevor er seine Patrone dem Gewehr einverleibte. Vielleicht war dieser Anachronismus in dem Reglement des Militärbezirkskommandos von Meran zufällig stehen geblieben.

Meine guten Eltern hatten große Freude darüber, daß Erich nicht zu dienen brauchte. Vater benutzte die dreitägige Frist, um das Bild seines Sohnes im Ordenskleid der Gesellschaft Jesu zu malen. Es hängt jetzt in Innsbruck im Wohnzimmer meiner jüngeren Schwester Franziska, neben dem Bilde Elisabeths, die Vater in der Klostertracht der Frauen vom heiligsten Herzen Jesu gemalt hat. Jene drei Tage in Meran waren unvergeßlich schön für uns alle. Auch die Frühlingsnatur war Mitte April dort schon mild und schön. Die Mandel- und Aprikosenbäume hatten bereits geblüht. Jetzt waren die Apfelbäume an der Reihe. Ganz Untermais war von ihrem Blütenduft erfüllt, als wir dort hinaus einen Spaziergang machten — den letzten zusammen. Als junger Soldat in der Armee des Königs der Könige mußte ich wieder auf meinen Posten zurück. Auf dem Brennerpaß tobte ein eisiger Schneesturm, als ich nach Innsbruck fuhr. Dort hatte ich dann die ersten kleinen Lungenblutungen, auf die ich selbstverständlich nicht achtete. In Holland fand ich noch nebelgrauen Winter und keine einzige Blüte an den Bäumen. Das trug mir zugleich mit dem jugendlichen Übereifer bald darauf einen kleinen Blutsturz ein. An dem Lungenleiden, das damals entstand, erfreue ich mich nun schon dreiunddreißig Jahre. Wenn man dabei arbeiten kann, ist es ja in vielfacher Beziehung ganz gesund, im Nebenamt ein wenig krank zu sein — namentlich für einen Trotzkopf, der noch gebrochen werden mußte.

Bei Vaters Tode 1886 war ich nicht zugegen. Meine liebe Mutter sah ich erst einundzwanzig Jahre nach dem Besuch von 1879 wieder, nämlich im Herbst 1900 in Hall, wo ich zu ihr und meinen beiden jüngeren Schwestern von München aus auf drei Tage kam. Als ich bei Kufstein in das Inntal fuhr und zu beiden Seiten die lieben Berge aufstiegen, immer höher und höher, da fing mein Tirolerherz stürmisch an zu klopfen. Ich hätte aufjubeln mögen vor Freude, wieder in meinem lieben Heimatland zu sein, „im heil'gen Land Tirol“! Es trieb mich hinaus aus dem engen Wagenabteil auf den Gang des D-Zuges. Da lehnte ich mein Gesicht an die Fensterscheibe und weinte — viele heiße Tränen.

Die tiefe Bewegung, die mich ergriff, war wohl auch ein Erbstück meines

lieben Vaters, der diese Berge so gerne hatte. Und je höher er im Sommer auf sie hinaufstieg, um so wohler wurde es seiner kranken Brust. Und auch mir kam es da vor, als ob ich wieder ganz gesund werden müßte, wenn ich da oben auf den hohen, schönen Bergen bleiben könnte. Aber das durfte nicht sein. Gottes Wille rief mich zurück. Zuerst nach Luxemburg und dann wieder nach Holländisch-Limburg, in das feuchte Tiefklima der alten Diluvialseen, in ein Gebiet, das auf der Landkarte von Holland den bezeichnenden Namen „Peel“ (Sumpfgebiet) trägt. Ob ich aber mein Leben dadurch um ein paar Jahre abkürze, das ist mir einerlei. Denn ich stelle das himmlische Vaterland über das irdische.

Als ich meine selige Mutter zum letzten Mal vor ihrem Tode in Hall besuchte, sprach sie mir aus vollem Herzen darüber, wie innig unser unvergeßlicher Vater, den sie um achtzehn Jahre überlebte, sie stets geliebt habe und wieviel sie ihm verdanke. Durch ihn sei sie in ihrer glücklichen „gemischten“ Ehe nicht bloß zur katholischen Kirche zurückgeführt worden, sondern er habe sie auch durch sein Beispiel immer mehr katholisch gemacht. Besonders, so behauptet sie, durch die große Geduld, die er stets mit ihren „Fehlern“ gehabt habe. Damit meinte sie wohl hauptsächlich ihren energischen, etwas heftigen Charakter. Aber gerade dieser Charakter war ein wahres Glück für unser ganzes Familienleben, weil eben unser Vater zu weichherzig war. Und nur „wo Starkes sich und Mildes paaren, da gibt es einen guten Klang“. Unsere Mutter mißbrauchte aber die geistige Herrschaft, die sie durch ihre Willensenergie instinktiv ausübte, keineswegs zu einem sog. Pantoffelregiment. Sie war unserem Vater gegenüber stets die demütige Gattin und uns die beste Mutter, bei der die Liebe aus all den zahlreichen Löchern der Strenge hervorlugte.

Und ihr energischer Charakter hat sich in einem langen Geduldsleben harmonisch verklärt. Welche Opfer sie für Vater und für uns gebracht hat, davon will ich lieber schweigen, weil ich das stets nur ahnen konnte. Aber die letzten Jahrzehnte ihres Lebens nach Vaters Tode waren eine lange Leidensperiode, reich an den verschiedensten schweren Prüfungen von den verschiedensten Seiten. Und sie wurde darunter immer geduldiger und sanfter, obwohl sie auch da noch zur rechten Zeit die rechte Energie entfalten konnte. Schließlich erblindete sie fast gänzlich und hatte außer einem schweren Nerven- und Herzleiden auch noch häufige Rippenfellentzündungen. Die Disposition hatte sie wohl noch aus ihrer Jugendzeit, wo sie lungenleidend war und auch Bluthusten hatte. Eine der schmerzlichsten Prüfungen kurz vor ihrem Tode war es für die fromme Frau, daß sie nicht so oft, als sie wünschte, die heilige Kommunion empfangen konnte. Wegen ihrer Blindheit und ihrer Schwäche konnte die fast Dreiundachtzigjährige nicht mehr am Morgen in die Hauskapelle der Schwestern gehen, bei denen sie sich eingemietet hatte. Sie mußte also im Bett kommunizieren. Nun verboten aber damals die sog. Hausregeln in jener klösterlichen Anstalt leider noch, den Kranken öfter als wöchentlich einmal die heilige Kommunion zu bringen. Das klagte sie einmal brieflich ihrem Sohne Erich. Schreiben konnte die Blinde ja noch, wenn auch mit zitternder Hand und oftmals schiefen, sich ein wenig kreuzenden Zeilen.

Durch Weisung des bischöflichen Ordinariats von Brixen wurde darauf alsbald geholfen, wenigstens für meine Mutter. Später ist es ja durch Pius X. allgemein leichter geworden. Meine Mutter starb eines gottseligen Todes am Herz-Jesu-Feste 1904. In ihrem letzten Briefe schrieb sie noch, ihr größter Trost in der Todesstunde werde es sein, daß sie ihre zwei ältesten Kinder dem göttlichen Herzen Jesu geschenkt habe, ihren Sohn in der Gesellschaft Jesu und ihre Tochter in der Gesellschaft der Ordensfrauen vom heiligsten Herzen. Das wird sich wohl bewahrheitet haben, als der Todesengel sie zu ihrem Erlöser heimführte.

Wir beiden ältesten Kinder standen leider nicht an ihrem Todesbette. Als ich im September 1904 zur 76. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte nach Meran kam, konnte ich nur noch ihr Grab besuchen. Sie hatte verfügt, daß ihre Leiche von Hall dorthin gebracht werde, wo in unserer Familiengrabstätte ihr Gatte, ihre Stiefmutter und ihre beiden ältesten, frühverstorbenen Kinder ruhen.

Mein seliger Vater schloß im Jahre 1866 seine Autobiographie, die leider schon mit dem Jahre 1849 endet — und die ich hier ein wenig vervollständigt habe —, mit der Bitte „um ein Vaterunser, damit ich bei Gott Gnade und Verzeihung der Sünden finden möge“. Um dieses Vaterunser bitte ich hiermit die Leser dieser Zeilen nochmals für uns beide. Er hat es wohl längst nicht mehr nötig. Sein Sohn aber um so mehr. Und der ist doch auch ein Stück von ihm. Und da mein Vater ein so guter, barmherziger Mann war, daß er an keinem „Marterle“ auf den Tiroler Bergen vorbeigehen konnte, ohne ein andächtiges Vaterunser „für den armen Verunglückten da“ zu beten: so hoffe ich, daß auch meine Leser an dem „Marterle“, das ich selber durch diese Zeilen gesetzt habe, nicht ohne ein andächtiges Vaterunser vorbeigehen mögen.

Umschau

Rettung durch Humanismus?

Nicht um die stille Gedankenwelt des humanistischen Gymnasiums, sondern um viel tiefer aufwühlende Bestrebungen geht es dem neuen Humanismus, der seit einigen Jahren überall Jünger anwirbt¹.

¹ „Deutscher Geist in Gefahr“ von Ernst Robert Curtius. 2. Aufl. 80 (132 S.) Stuttgart 1932, Deutsche Verlagsanstalt. M 2.25. „Neuer Humanismus“ von Gertrud Bäumer. 80 (80 S.) Leipzig 1930, Quelle & Meyer. M 3.— „Der dritte Humanismus“ von Lothar Helbing. 80 (80 S.) Berlin 1932, Verlag Die Runde. M 1.80. „Im Sinne dieser Schrift“ hat derselbe Verlag unter andern die folgenden drei Bücher veröffentlicht: „Briefe des Francesco Petrarca.“ Eine Auswahl, übersetzt von Hans

Er will die Besserung unserer schlimmen Zeit statt von den äußern Verhältnissen vom Menschen her versuchen. Denn dieser Humanismus ist nach Gertrud Bäumer „Formung des Menschen in seiner leiblich-seelischen Ganzheit“ (15), so daß auch beim Handarbeiter und beim Angestellten Beruf und Bildung einander durchdringen (49 f.) und für das ganze Volk die Gymnastik den

Nachod und Paul Stern. 80 (XLVIII u. 406 S.) 1931. Geb. M 15.—; „Trost der Philosophie“ von Anicius Manlius Severinus Boethius. Lateinischer Text und deutsche Übersetzung von Eberhard Gothein. 80 (216 S.) 1932, M 6.—; „Francesco Barbaro“. Frühhumanismus und Staatskunst in Venedig. Von Percy Gothein. 80 (420 S.) 1932. Geb. M 15.—